




MAIKEN NIELSEN

DAS
siebte
WERK



Weltbild

Im Schatten des Todes

Hamburg 1892. Im Gängeviertel wird eine Tote gefunden, die auf verblüffende Weise Lili Winterberg, der Tochter eines Bestatters, gleicht. Die Polizei verdächtigt Winterberg selbst des Mordes, da die Mordwaffe aus seiner Werkstatt stammt. Die energische Lili macht sich auf, die Unschuld ihres Vaters zu beweisen – und taucht ein in die dunklen Abgründe ihrer Stadt. Zwei junge Männer – heimliche Konkurrenten um ihre Gunst – unterstützen sie dabei. Und dann ist da noch die rätselhafte Magdalena, eine Freundin der Toten, die bald Lilis Vertrauen gewinnt. Doch als Lili endlich das Komplott durchschaut, wartet schon eine neue tödliche Gefahr...

Ein farbenprächtiger Roman über Bestatter und Nachrufschreiber, Requiemkomponisten und Tänzerinnen vor dem Hintergrund einer Seuche, die eine ganze Stadt auszulöschen droht.

Maiken Nielsen

Das siebte Werk

Historischer Kriminalroman

Weltbild

Die Autorin

Maiken Nielsen wurde 1965 in Hamburg geboren. Einen Teil ihrer Jugend verbrachte sie auf Frachtschiffen. Nach dem Abitur studierte sie in Aix-en-Provence in Frankreich. Heute arbeitet sie als freie Dozentin und als Redakteurin beim NDR.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2016 by Weltbild GmbH & Co. KG, Steinerne Furt, 86167 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2016 by Maiken Nielsen

Die deutsche Erstausgabe ist 2009 im Rowohlt Taschenbuch Verlag erschienen.

Dieses Werk wurde vermittelt durch AVA international GmbH, München www.ava-international.de

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: © Thinkstockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95973-057-0

«Eat, drink and be merry,
for tomorrow we die.»

ENGLISCHES SPRICHWORT

PROLOG

Das Leben zog in riesigen, farbschillernden Bildern an ihr vorbei. Die Mutter im Handstand, auf einen Stab gestützt. Sie sah die Röcke, die raschelnd über ihren Kopf fielen, der blaue zuerst, dann der grüne, der gelbe und schließlich die weißen, so blühte es um ihre schlanken Beine herum auf. Ali, ihr erstes Krokodil in einer langen Reihe von verbotenen Reptilien und Raubtieren aller Art. Die Menschenmenge auf dem Spielbudenplatz, wenn sie durch den Vorhang nach außen auf ihr Publikum spähte. Es waren nicht die Jahre, in denen sie gehungert hatte oder krank gewesen war, nicht die Zeit des Ekels vor sich und der Welt, es war das Bunte und Schöne, das sie in sich aufsteigen sah. Die Freundschaft zu den anderen Mädchen. Die nächtlichen Feste, wenn die Männer gegangen waren, die Musik und der Tanz. Sie sah Magdalena vor sich, die so herrlich tanzen konnte, dass sie alles andere vergaß, wenn sie ihr zusah, Magdalena, die sie liebte und hasste, weil sie die Männer mit ihrem schlangengleichen Körper dazu trieb, eine von ihnen zu kaufen, Magdalena, die ihr die roten Haare in Kringel legte oder zu Zöpfen flocht. Sie sah den Schein von Gaslaternen in den Pfützen, abends nach einem regenlangen Tag. Einen Ausflug in der Kutsche mit Magdalena und den anderen Mädchen hinaus aufs Land. Wie die Illusionen in einer Laterna magica blitzte all das in ihrer Erinnerung auf. Aber je mehr sie in sich hineinleuchtete, umso dunkler wurde es um sie herum. Schon fühlte sie das Pflaster nicht mehr, auf dem sie lag. Nahm die Geräusche nicht mehr wahr, die von den umliegenden Gassen zu ihr herüberwehten, singende Stimmen, ein Schrei. Jemand, sie wusste nicht wer, hob sie hoch und trug sie fort. Dankbarkeit stieg in ihr auf für das Leben, das so kurz gewesen war und in manchen Stunden gut. So war es ja immer gewesen, wenn sie Abschied nahm, so war es ihre Art: keine Vorwürfe, nur Bedauern, dass etwas unumkehrbar zu Ende war, die Freundschaft, die Liebe, eine Zeitspanne. Wie aus einem Nebel heraus dachte sie daran, dass es noch etwas gab, das sie hätte erledigen müssen. Etwas, das wichtig war. Für die Dauer eines Flügelschlags stieg Angst in ihr auf, doch auch dieses Gefühl flatterte davon.

Dann versanken auch ihre Gedanken in Dunkelheit. Und das war das Ende.

1. KAPITEL

Lili Winterberg klammerte sich bleich an die Armlehnen ihres Sitzes und wagte kaum Luft zu holen. Seit Calais hatte die Dampflok dermaßen an Fahrt aufgenommen, dass sich die Landschaft draußen auflösen schien. Alles an Lili vibrierte, und das Rattern der Räder betäubte ihre Sinne. Es war erst das zweite Mal in ihrem Leben, dass sie eine Fahrt auf den Schienen unternahm – von der neuerdings oft gepriesenen Harmlosigkeit einer Eisenbahnreise war sie jedoch alles andere als überzeugt. Sie spürte, wie ihr Herz klopfte, schloss die Augen und zählte die Schläge leise mit.

Als sie bei tausendfünfhundertdreißig angekommen war, wurde die Geschwindigkeit wieder erträglich: Sie fuhren in einen Bahnhof ein. Dünkirchen. Lili beugte sich vor und atmete auf. Ihr Waggon war vor einem Geschäft neben dem Bahnhofsgebäude zu stehen gekommen, an dem das Schild eines Beerdigungsunternehmens hing. Für diejenigen, die – wie Lili – einer Fahrt mit der Eisenbahn misstrauten, sicherlich nicht gerade ein vertrauensförderndes Zeichen, aber gleichzeitig war jetzt auch ihre Neugier geweckt. Als Tochter eines Bestatters interessierte sie sich für alles, was mit dem Gewerbe zusammenhing.

Das Beerdigungsinstitut stand so dicht ans Gleis gebaut, dass sie dessen Auslage gut erkennen konnte. Sie bemerkte, dass hinter dem Schaufenster ein großer, reichverzierter Sarg stand. Daran war eine Karte gelehnt, auf die jemand geschrieben hatte:

Je reviens tout de suite – Bin gleich wieder da.

Lilis Gesicht verzog sich zu einem Lächeln. Die Kombination beider Dinge bedeutete entweder, dass der Geschäftsführer an eine zeitnahe Wiederauferstehung glaubte, oder, dass er mit den Orten, an denen er seine Notizen hinterlegte, wenig wählerisch war.

Lili musste an ihren eigenen Vater denken. Sie sah ihn vor sich, wie er hingebungsvoll an einem seiner Säрге schnitzte. Lichtstrahlen fielen schräg durch die Fenster seiner Werkstatt, Holzstaubwolken tanzten darin. Mehr denn je hatte sie Sehnsucht nach zu Hause. Sie wünschte sich, endlich sicher angekommen zu sein.

Gern hätte sie gewusst, wie lang die Teufelsfahrt noch dauern würde und ob irgendwo eine Bahnhofsuhr hing. Doch das Bestattungsgeschäft schien ans Ende des irdischen Lebens zu mahnen, ohne dass die Reisenden sehen durften, wie spät es schon war.

Ein weiteres Mal verspürte Lili einen schmerzlichen Stich, als sie an die silberne Taschenuhr dachte, die ihr der Vater geschenkt hatte und die ihr in England gestohlen worden war. Es war im Gemenge eines Trauergottesdienstes in der St. Paul's Cathedral geschehen, eine rasche, wie beiläufige Berührung von Menschen, die an ihr vorüberzogen. Nur Sekunden später hatte sie den Diebstahl entdeckt. Monatlang hatte sie Pfandleiher und Märkte abgeklappert, um das herrlich gearbeitete Stück wiederzufinden, so sehr hatte sie der Uhr hinterhergetrauert, vergeblich.

Die Tür zu ihrem Abteil wurde geöffnet, und ein etwa acht Jahre alter Junge stolperte herein. Ihm folgte eine ältere, ausladende Dame in Tweed. Kaum setzte sich die Dampflok wieder in Bewegung, kramte der Junge sein Schreibgerät hervor.

«Wirst du das wohl unterlassen?», fuhr die Dame ihn auf Englisch an. «Bei dem Gerüttel wird dir nur das Tintenfass herunterfallen. Und was hast du dann davon?»

Der Junge blickte auf, direkt in Lilis Augen, und zwinkerte ihr zu.

Lili lächelte zurück.

«Können Sie rechnen?», fragte der Junge, wobei er Lili sein Heft zuschob. «Miss Douglas kann nur Deutsch und Französisch. Rechnen kann sie nicht!»

«Also wirklich, nun lass doch die Miss in Ruhe!», schnaubte die Dame, die offensichtlich seine Gouvernante war.

«Nein, es ist schon in Ordnung», schmunzelte Lili. «Ich habe in den vergangenen Monaten bei meinem Bruder die Buchhaltung gemacht. Zahlen sind ein bisschen mein Geschäft.»

«Sie kommen wohl nicht aus England?» Die Gouvernante presste die Lippen zusammen.

«Ich weiß, mein Akzent ist grauenhaft», lachte Lili. «Ich habe ein halbes Jahr bei meinem Bruder in London verbracht und stamme eigentlich aus Hamburg. Und Sie?»

Die alte Dame öffnete den Mund, um zu einer Antwort anzusetzen, doch der Junge kam ihr zuvor. «Gucken Sie mal hier!»

Lili beugte sich vor. Doch sie sah nichts als eine Zahlenreihe.

«Was sollst du denn damit machen?», fragte sie.

Der Junge steckte seine Schreibfeder in den Mund und kaute darauf herum.

Bedauerlicherweise hatte er das Gerät umgedreht, sodass die in Tinte getunkte Feder mit der geschlitzten Spitze auf seinen Mund abfärbte. «Die Quersumme ziehen», verkündete er, wobei seine schwarzgefärbte Zunge gegen die Vorderzähne stieß.

«So etwas Kompliziertes musst du schon tun?» Über den Kopf des Jungen hinweg lächelte sie seine Begleiterin an.

«Ja. Wie rechne ich das?»

«Nun, du musst alle Zahlen zusammenziehen, bis sie nur noch eine Ziffer ergeben.» Lili überlegte kurz. «Die Quersumme ist sieben.»

Der Junge strahlte. Schwarze Spuckebläschen schäumten in seinen Mundwinkeln auf. Mit Blick auf seine Gouvernante raunte Lili ihm zu: «Du hast ein bisschen Tinte im Mund.»

«Vielen Dank», flüsterte der Junge und zog sogleich ein spitzengesäumtes Taschentuch hervor.

Längst hatten sie Dünkirchen wieder verlassen, nun ging es in der immergleichen rasanten Fahrt auf den nächsten Bahnhof zu. Obwohl das Tempo, mit dem die Eisenbahn durch die Küstenlandschaft dampfte, sie noch immer erschreckte, beruhigte sie die Gesellschaft des Jungen und der alten Dame.

Vor ihrem inneren Auge ließ sie die Stationen der vergangenen Monate vorüberziehen. Nach dem Tod von Margaret, Wilhelms Frau, war sie für ein halbes Jahr zu ihm nach London gezogen, um ihm mit seinen Kindern zu helfen. Zugleich hatte sie im Geschäft mit angepackt. Wilhelm hatte sich zu einem äußerst erfolgreichen Bestatter entwickelt, seine trauernde Kundschaft blieb immer nahezu gleich groß. Und was für einen Unternehmer besonders wichtig war, sie war äußerst zahlungskräftig.

Aber Wilhelm, oder Will, wie Margaret ihn immer genannt hatte, machte es den Menschen, die zu ihm kamen, auch leicht. Er bot alle Dienstleistungen an, die bei einem Todesfall vonnöten waren, so, wie er es beim Vater gelernt hatte. Das Konzept war so

einfach wie erfolgreich: Alles aus einer, nämlich aus seiner Hand. Er tischlerte die Särge, übernahm den Schriftverkehr mit Friedhof und Kirche, hatte sogar Totenbekleidung und Bahrtuch im Sortiment und fand stets die richtigen Trostworte.

Lili hatte während ihres Aufenthalts Hunderte von interessanten und einflussreichen Persönlichkeiten kennengelernt. Wäre sie nicht die Schwester eines Undertakers gewesen, der naturgemäß außerhalb der Gesellschaft stand, sie hätte zahlreiche Bälle und andere unterhaltsame Zusammenkünfte erleben können. Zumindest hätten Wilhelms Einkünfte das erlaubt. Von Kindheit an war sie freilich daran gewöhnt, nicht dazuzugehören. Doch erst in London hatte sie das zu stören begonnen. London war so prächtig, so voller Geschichten und Geheimnisse, widersprüchlich und weit. In vielen Straßen, die Lili sich am Wochenende erwanderte, roch die Stadt erbärmlich, dann wieder verlockend nach Parfüm, Gold und Pelzen. Sie erlebte versoffene, torkelnde Männer, die ihren letzten Penny bei Hahnenkämpfen verwetteten; fromme Mägde und Kaufherren bei den Gottesdiensten in der anglikanischen Kirche, die sie mit Wilhelm und den Kleinen besuchte; edelgewandete Angehörige des englischen Adels und dunkelhäutige Menschen aus den Kolonien. Es gab Nächte, in denen Lili in ihrer Stube über der Sargtischlerei wach lag und über das Leben in London nachdachte. Und dabei gab es Momente, in denen sie fand, dass London ein bisschen wie sie selbst war, ein Organismus, der noch wachsen, neue Formen annehmen wollte, den es aber zugleich zerriss vor lauter Gegensätzen. Der gern gewusst hätte, wer er eigentlich war.

Die Gesichter, die sie bis vor wenigen Stunden umgeben hatten, verschwammen bereits zu Schemen, verwoben sich ineinander, obwohl die Stimmen noch in ihrem Kopf nachhallten. Erstaunlich, wie weit sie schon fort waren. Lili horchte in sich hinein. Ihr schwindelte, und auf einmal wusste sie nicht mehr, ob das wirklich an der rasenden Schienenfahrt lag. Das Leben erstreckte sich vor ihr mit all seinen ungeahnten Möglichkeiten, verstörend war das, aber gleichzeitig schön. Wenn sie doch nur wüsste, wer sie eigentlich war und was sie wollte! Manchmal war sie so ängstlich, wie jetzt, hier in der Eisenbahn. Und dann wieder gab es viele Augenblicke, da fühlte sie sich groß und stark.

Wieder einmal befahl sie das widersinnige Gefühl, in ihrem Inneren ohne Grenzen zu sein. Grenzenlos wie eine Zahlenreihe vielleicht. 2, 3, 5, 7, 11, 13, 17, 19, 23 ... ratterten die Räder auf den Schienen die Reihe von Primzahlen entlang, und die Melodie dieser Chiffren lullte Lili in tiefen Schlaf.

Als sie erwachte, war der Zug in einem Bahnhof zu stehen gekommen. Der Junge und seine Gouvernante waren fort. Lili blickte durch die Scheibe ihres Abteilfensters. Die Halle draußen war mit so dichtem Dampf gefüllt, dass ihr die Gestalten auf dem Bahnsteig wie Geister im Nebel erschienen.

«Venloer Bahnhof in der Freien und Hansestadt Hamburg, Endstation!» Die Stimme des Bahnhofsvorstehers echote im Rundgewölbe.

Lili schoss in die Höhe, griff nach ihrem Lederkoffer und zerrte ihn aus dem Abteil den Gang entlang. An der Waggontür setzte sie einen Fuß auf das metallene Gitter, das auf den Bahnsteig führte, und blickte umher. Es war, als hätte mit einem Mal der Dampf die

Gestalten fortgeweht. Die gewölbte Halle war leer.

Wo waren die Eltern?

«Kann ich Ihnen helfen, junge Dame?» Ein Mann war hinter ihr aufgetaucht.

«Nein, ich ...» Sie sah sich verwirrt um und blickte auf einen Hut, den sich der Mann tief ins Gesicht geschoben hatte. «Ich werde abgeholt.»

«Dann wird es mir ein Vergnügen sein, in der Zwischenzeit Ihren Koffer zu tragen. Sie gestatten.»

Lili raffte ihren knöchellangen Mantel und stieg auf den Bahnsteig hinab. Nichts und niemand war zu sehen, der Bahnhof war seltsam leer.

Auf einmal war ihr unheimlich zumute. Sie mochte diesen Mann nicht, der sein Gesicht nicht zeigte. Und sie fürchtete sich davor, mit ihm allein zu sein. Wo um Himmels willen steckten ihre Eltern? Sie verdrehte sich den Hals auf der Suche nach Tobias, dem alten Gesellen ihres Vaters. Doch auch von ihm keine Spur.

«Vermutlich wartet meine Familie draußen», versuchte sie sich zu beruhigen und bemerkte selbst, wie gepresst ihre Stimme klang.

Sie musterte den Unbekannten, während sie ihm folgte. Lange graue Haare wallten unter seinem Hut hervor. Sein Gang war der eines alten Mannes, und mit ihrem schweren Koffer in der Hand kam er nur langsam voran.

Abendkälte umfing sie, als sie durch das Portal auf den Vorplatz traten. Der Mond breitete sein blasses Licht über das Pflaster, auf dem eine einzelne Kutsche stand. In stummer Übereinstimmung schritten Lili und der Fremde darauf zu.

Der Kutscher war auf seinem Bock eingeschlafen. «Guten Abend», begann Lili. «Ich möchte bitte in den Cremon gefahren werden. Zum Bestattungsunternehmen Winterberg.»

Der Kutscher schob sich den Hut ins Gesicht. «Über den Ericusgraben in die Altstadt?», murkte er. «Zu dieser Stunde, das Fräulein? Allein?»

«Das erscheint mir deutlich angenehmer, als hier zu übernachten.» Lili bemühte sich, selbstbewusster zu klingen, als sie sich fühlte.

Sie wollte sich dem Fremden zuwenden, um ihm zu sagen, er könne den Koffer nun stehen lassen, doch zu ihrer großen Überraschung war der Mann nicht mehr da. Ihr Koffer stand verlassen auf dem Pflaster hinter ihr, im Mondschaten des Bahnhofs.

«Wissen Sie, wo mein Begleiter hingegangen ist?», fragte sie den Kutscher verblüfft.

«Welcher Begleiter?», knarzte der Kutscher.

«Na, der Mann, der meinen Koffer getragen hat!»

Der Kutscher kniff die Augen zusammen und schüttelte den Kopf. «Sie haben Ihren Koffer selbst getragen, junge Frau.»

Christian Buchner schlug das Herz bis zum Hals. Die Tote, die bei Winterbergs aufgebahrt lag, war ganz offensichtlich die Tochter seiner Nachbarn, die junge Frau, die er schon seit vielen Jahren heimlich angebetet hatte. Er erkannte ihre langen, roten Haare, die sich über das Totenbett bis zum Boden ringelten, die herzförmige Oberlippe und die Augen, die wie die Flügel eines Schmetterlings aussahen: eine Form, die nach außen hin ein bisschen größer und runder wurde, mit langen, dunklen Wimpern daran. Wenn er mit Lili

gesprochen hatte, was selten genug der Fall gewesen war, hatten ihre Wimpern immer ein bisschen geflattert, genauso wie ihre Hände und ihre geflochtenen Haare, wenn sie als Mädchen in die Schule gerannt war. Überhaupt hatte die Bestatterstochter ein ungewöhnlich lebhaftes Wesen gehabt, das ihn fasziniert hatte, solange er denken konnte. Nun war sie tot.

Er erhob sich und blickte in die fassungslosen Gesichter des alten Winterberg und seiner Frau. Die kleinen Zwillinge hatte der Vater in den Nebenraum geschickt. Es war besser, wenn sie bei der Untersuchung der Toten, die ganz offensichtlich ermordet worden war, nicht anwesend waren.

Sein Blick wanderte zurück zu der Toten. Wie viele Jahre hatte er davon geträumt, sie berühren zu dürfen. Jetzt schreckte er davor zurück. Vorsichtig, fast zärtlich nahm er ihre linke Hand in seine und legte seinen Zeige- und Mittelfinger auf ihren Puls. Er schloss die Augen, um dem verloschenen Leben nachzuhorchen, und es war, wie er es erwartet hatte: nichts. Auf ihrer Brust war das Blut getrocknet, dort, wo der spitze Gegenstand in sie eingedrungen war. Es widerstrebte ihm, ihr Mieder zu öffnen und sich die Wunde anzusehen. Niemals hätte er es gewagt, sie auszukleiden, aber nun, da sie so vollkommen wehrlos war, schien es ihm ein Ding der Unmöglichkeit. Er fühlte, wie sich ihm die Kehle zusammenzog. Er beugte sich zum Arztkoffer hinunter, damit die Winterbergs seine Tränen nicht sahen, holte einen kleinen Spiegel daraus hervor und hielt ihn der Toten vor die Nase. Die Scheibe beschlug nicht.

Immer noch unendlich sachte berührte er ihr linkes Augenlid und schob es hoch. Das Dunkelbraun ihrer Augen schimmerte im Licht. Er führte eine der Kerzen dichter an ihr Auge, aber die Pupille verengte sich nicht.

«Ist sie wirklich tot?» Die Stimme des alten Bestatters war kaum zu hören.

Christian wollte antworten, doch er bekam keinen Ton heraus.

«Junger Mann.» Der Bestatter legte ihm eine Hand auf die Schulter. «Wenn meine Tochter tot ist, müssen Sie feststellen, woran sie gestorben ist. Ich weiß, dass es Ihnen schwerfällt. Weil Sie sie doch gekannt haben, meine ich.»

Christian nickte. «Ich werde ihr das Mieder öffnen müssen», sagte er, und er wunderte sich selbst darüber, wie rostig und alt seine Stimme klang.

«Ich werde das tun», sagte die Mutter und trat an die Bahre.

Die Zeit dehnte sich zu Stunden, schien es Christian, während die Frau des Bestatters die Knöpfe am Mieder der Toten öffnete, auch sie sehr vorsichtig, wie um ihrer Tochter nicht wehzutun. Das Wachs der Kerzen tropfte derweil auf den Boden, ein rhythmisches und seltsam verstörendes Geräusch. Zum ersten Mal in seinem vierundzwanzig Jahre währenden Leben wünschte sich Christian, kein Physikus zu sein. Dabei hatte er Ärzte bewundert, seit er ein kleiner Junge war und sein Vater gestorben war.

Er hörte das Ratschen von reißendem Stoff, hörte, wie Elisabeth Winterberg zu weinen begann. Dann trat sie beiseite. Und gab den Blick auf das Ungeheuerliche frei.

Die Stadt war merkwürdig still. Nur das Klappern der Hufe auf dem Kopfsteinpflaster erfüllte die Abendluft. Lili lehnte sich in das Polster der Kutsche zurück und versuchte Luft zu holen. Das Mieder schnürte ihre Brust ein. Ich habe mir nicht eingebildet, dass ein Mann meinen Koffer getragen hat, sagte sie sich zum wiederholten Male. Der Kutscher

hat geschlafen, darum hat er den Fremden an meiner Seite nicht bemerkt. Noch einmal wiederholte sie diese Sätze und noch einmal. Wie in einer Litanei. Sie versuchte, Ruhe in ihren gemurmelten Worten zu finden, Sicherheit. Aber ob es an den einsamen Straßen oder an den ungewohnten Nachtgeräuschen lag – irgendetwas an der Geschichte kam ihr unwirklich vor.

Sie hatten den Ericusgraben, einen Nebenarm der Elbe, überquert und bogen nun in die Niedernstraße ein. Schmale, hochgiebelige Häuser säumten das Pflaster, wie schutzsuchend aneinandergelehnt. Es roch nach Unrat und Fäulnis in der engen Straße, nach Putz, auf den es zu lange geregnet hatte, und nach feuchter Wäsche. Eine Straßenlaterne warf ihren Schein auf Fensterläden, die schief in ihren Angeln hingen. Vom Kirchturm der Nikolaikirche schlug es zehn.

Auf einmal stieg Freude in ihr auf, auf ihr Zuhause, auf die kleinen Geschwister Carl und Caroline, auf den Vater mit seinem fröhlichen Gesicht, die Mutter mit ihrer fülligen Zärtlichkeit.

Die Kutsche ratterte über eine hölzerne Brücke. Lili beugte sich aus dem Fenster und sah das Nikolaifleet mit seinen Schuten im Mondlicht glitzern. Es musste Ebbe sein, denn ein schmaler Streifen Sand und Kiesel war zu beiden Seiten des Fleets aus dem Wasser getreten. Der strenge Geruch war hier so stark, dass Lili unwillkürlich die Luft anhielt. Das Leben im Gängeviertel und ein halbes Jahr in London hatten ihren Geruchssinn zwar abgehärtet, doch die Zugfahrt durch ländliche Gegenden hatte ihrer Nase wohlgetan, und so empfand sie die Ausdünstungen der Fleete besonders stark. Ohne sie zu sehen, wusste sie, dass es hier Schweine gab. Nutztiere hatte es hier gegeben, solange sie denken konnte, ihr Unrat war ein selbstverständlicher Teil der Stadt.

Sie blickte die Fassaden empor. Die Fachwerkhäuser im südlichen Teil des Cremon, die vom Großen Brand verschont geblieben waren, sahen noch ebenso vertraut wie baufällig aus. Die Wäscheleinen waren unverändert von einer Straßenseite zur anderen gespannt.

Als die Kutsche vor dem Eingang ihres Geburtshauses zu stehen kam, erkannte sie im Schein der Straßenlaterne das altvertraute Schild:

WINTERBERG – BESTATTUNGEN SEIT 1872

Allein ein kleines Emailleschild darunter war neu:

FEUERBESTATTUNG
DEMNÄCHST EBENFALLS IM ANGEBOT

Auf einmal sah Lili, dass die Fenster mit schwarzen Tüchern verhüllt waren. Und da begriff sie, dass noch etwas anders war als sonst.

Ein Klopfen an der Haustür durchbrach das Schluchzen, und Basilius Winterberg hob unwillkürlich den Kopf. Sein Blick schweifte von Elisabeths verweintem Gesicht über das der beiden Kleinen, die zu ihnen herübergekommen waren, nachdem der Doktor seine Totenbeschau abgeschlossen hatte und gegangen war. Dann sah er wieder zu seiner Tochter. Schon so viele hatten vor ihr auf dieser Bahre gelegen. Auch Robert, sein

zweitältester Sohn. Damals vor neunzehn Jahren hätte er nicht geglaubt, dass ihn in seinem Leben je wieder etwas so sehr treffen würde, doch er hatte sich geirrt. Das hier war schlimmer. Unermesslich traurig und verstörend qualvoll.

Das Klopfen hatte sich zu wütenden Schlägen gesteigert. Die kleine Caroline reagierte als Erste auf den Rhythmus. «Ich mache auf, Vater.»

Basilus öffnete den Mund, um sie zurückzuhalten, doch Caroline war schon zur Tür gelaufen. «Ja, bitte?», hörte er ihre glockenhelle Stimme.

«Ich bin es – Lili!», drang es von draußen herein.

Und plötzlich erstarben alle Geräusche. Selbst das Wachs der heißen Kerzen schien zu erstarren.

Caroline kehrte verstört in den Raum zurück. «Ich glaube», sagte sie leise, «da ist ein Geist.»

Carl stieß einen tiefen Ton hervor. Er schlug die Hände vor das Gesicht und drehte sich hin und her.

Basilus spürte, wie sein Herz schneller schlug, wie alles in ihm in Bewegung geriet. Er öffnete die Tür, und eine rothaarige Frau stand vor ihm. «Vater», flüsterte sie und flog ihm um den Hals.

Lili sah verändert aus. Basilus konnte allerdings kaum sagen, in welcher Weise, da er noch immer alles verschwommen sah. Die Tränen wollten nicht aufhören zu fließen, bei ihm nicht und nicht bei Elisabeth. Sie hielten ihre Tochter in den Armen, abwechselnd zuerst und bald zusammen. Sie hielten sie, als sähen sie sie zum ersten Mal. Und dann war Caroline bei ihnen und zupfte Lili am Arm. «Lili?», fragte sie. «Bist du es wirklich?»

«Aber natürlich bin ich es», lächelte Lili.

«Dann ist es gut», sagte Caroline. «Hast du mir aus England eigentlich was mitgebracht?»

Lili lächelte. Basilus erkannte die kleine Lücke zwischen ihren Schneidezähnen wieder, die Art, wie sie beim Lachen die Nase krauste. Ihre Stimme, die so hell und vertraut klang. Aber natürlich war das hier Lili, seine geliebte, bildschöne Tochter. Wie hatte er nur glauben können, die Tote dort auf der Bahre sei sie?

Lili kniete sich vor Caroline hin und nahm sie in den Arm. «Ja, das habe ich», sagte sie. «Warte mal!» Sie drückte der kleinen Schwester einen Kuss auf die Wange, dann ging sie zu ihrem Koffer hinüber, öffnete die großen ledernen Schnallen und zog ein Paket daraus hervor. Caroline riss das Papier auf, und ein Freudenschrei entrang sich ihrer Brust. Sie hielt ein Buch in ihren Händen, auf dessen Umschlag eine prachtvolle Blüte gezeichnet war.

«Für meine geschickte, kleine Kranzflechterin», lächelte Lili. «Damit kannst du die Namen der wichtigsten Blumen lernen, auf Lateinisch, Englisch und Deutsch. Und hier», sie kramte erneut in ihrem Koffer, «zwei Pfund Tee aus den englischen Kolonien!»

Die fröhliche Stimmung versiegte so plötzlich, wie sie gekommen war. Nur zwei Schritte von ihnen entfernt lag noch immer der Leichnam aufgebahrt. Stille kehrte wieder ein.

Lili knöpfte ihren Mantel auf. Basilus beeilte sich, um ihn ihr abzunehmen, aber sie war schneller als er. Sie warf den Mantel über einen freien Stuhl, streifte sich die Handschuhe

ab und setzte den Hut ab. Im Schein der Kerzen leuchteten ihre Locken feuerrot. Mit zwei Schritten war sie bei Carl und drückte seinen Kopf an ihren Bauch. «Dich habe ich noch nicht begrüßt», flüsterte sie, und Basilius sah, wie Carl sich an seine große Schwester schmiegte. Schließlich wandte sich Lili der Toten auf der Bahre zu. «Meine Güte», entfuhr es ihr, «sie sieht ja wirklich genauso aus wie ich!»

Basilius blickte zwischen den beiden hin und her. Bei der Frau auf der Bahre hatte in der Zwischenzeit die Blutsenkung eingesetzt. Auf der Unterseite ihrer Arme leuchteten dunkle Flecken. Aber es war unübersehbar: Sie hatte die gleichen Haare wie seine Tochter und ein identisch geformtes Gesicht. Sogar das dunkle Braun der Augen war beiden eigen, was bei Rothaarigen eher ungewöhnlich war.

«Wo habt ihr sie denn gefunden?» Lili wandte sich von der Leiche ab und nahm Caroline an die Hand.

«Sie lag vor unserer Haustür», erklärte Elisabeth. «Und sie trug dein hübsches Uhrchen.»

«Sie hatte ... meine Uhr?» Lili zog die Brauen zusammen.

Basilius sah, wie es in ihr arbeitete.

«Ja», sagte er. «Mach dir nicht so viele Gedanken darüber. Du bist am Leben, und du bist hier. Das ist alles, was jetzt zählt.»

Er stand auf, nahm eine alte Büchse vom Regal und goss Spiritus hinein. Dann stellte er die Dose auf einem Ziegelstein in der Mitte des Raumes ab, entzündete ein Streichholz und setzte den Spiritus damit in Brand. Der süßliche Geruch, den die Leiche verströmte, würde bald verschwinden.

«Nicht», sagte Elisabeth, die sah, wie ihr Mann einen Spritzer Spiritus auch in eine Wasserflasche gab. «Du willst sie doch nicht waschen, Basilius!»

«Nur die blauen Flecken wegmachen.»

«Aber Liebchen, die muss sich doch, glaube ich, die Polizei ansehen!»

Lili trat erneut zu der Toten. Ihr Blick fiel auf das getrocknete Blut. «Wer kann denn nur so etwas tun?», flüsterte sie und streckte eine Hand nach der Toten aus, um ihr über die Wange zu streichen. Basilius bemerkte, wie ihre Augen sich mit Tränen füllten.

«Wir sollten für sie beten, Liebchen.» Elisabeth nahm Lilis Hand und drehte sich zu Basilius um, der unmerklich nickte und die Flasche wegstellte. Dann trat er an die Bahre.

«Lieber Gott», sagte er leise. «Wir bitten darum, gib dieser jungen Frau ein neues Zuhause in deinem herrlichen Reich.»

Schweigen erfüllte minutenlang den Raum. Dann räusperte er sich. «Wir sollten der Polizei einen Boten schicken. Die müssen schließlich wissen, dass die Tote nun doch nicht unsere Tochter ist. Schließlich hatten wir ja alles schon ...» Die Stimme versagte ihm.

«... gemeldet, Liebchen», ergänzte seine Frau. «Tobias soll die Frau auf der Bahre mit der Leichenkutsche zum Stadthaus fahren. Es gibt keinen Grund, dass wir sie in unserem Haus behalten sollen.»

«Es sei denn, die Criminal-Polizei beauftragt uns als Bestatter», hielt Basilius dagegen. «Wir könnten den Auftrag gut gebrauchen.» Es war Mai, und wie immer, wenn die Bäume und Sträucher draußen in Blüte standen, herrschte Flaute im Geschäft.

«Gut, Liebchen.» Elisabeth nickte. «Bevor die Behnecker ihn uns wieder abnehmen, du

hast recht.»

Lili blickte verständnislos. «Gibt es Konkurrenz?»

Basilius blies die Wangen auf. «Und was für eine! Haben sich vor drei Monaten im Gängeviertel niedergelassen. Werben auf ihren verdammten Emailletafeln in jeder Straße für einen besseren Tod. Die Zeiten sind vorbei, in denen jeder seine Anzeigen nur neben die Haustür stellen durfte. Die nehmen uns alle Kunden weg!»

Elisabeth schüttelte den Kopf. «Wie man nur so wie die Behneckes sein kann, ich versteh das nicht.»

Basilius ballte die Fäuste. «Tun so, als wären sie etwas Besseres! Sie haben diese Tochter in deinem Alter, Chlodwig.»

Lili lächelte, weil sie der Name Chlodwig an das englische clod whig erinnerte, was Perücke eines Tölpels hieß.

«Chlodwig hat einen Grabsteinmetz mit Geld geheiratet, und der fährt ein Automobil – du weißt schon, diese Geisterdinger, für die man keine Pferde braucht.»

«Egal.» Elisabeth stand nicht der Sinn nach einer wiederholten Debatte über die Vor- und Nachteile von Kutschen, die sich von selbst bewegten. «Hauptsache, du bist jetzt da, Herzchen, Lililein.» Sie streichelte ihrer Tochter über die Wange. «Nun kannst auch du heiraten, und wir zeigen den Behneckes, was eine richtig tüchtige Familie von Bestattern ist!»

«Selbstverständlich.» Lili zögerte. «Ich werde euch helfen, und gemeinsam bringen wir das Geschäft nach vorn. Aber ...»

«Ja?» Basilius kniff die Augen zusammen. Er mochte das Wörtchen aber nicht besonders gern. Schon gar nicht, wenn es von seiner Frau oder seinen Kindern kam.

Lili holte tief Luft und schloss die Augen. «Ich werde wohl nicht so schnell heiraten», bemerkte sie leise. «Also werde ich auch erst einmal keine Familie gründen, die das Geschäft einmal übernehmen kann.»

«Was meinst du damit, Herzchen, du willst jetzt keine Familie gründen?», fragte Elisabeth beunruhigt. «Willst du etwa in ein Kloster gehen?»

Lili lachte so schallend, dass der Luftzug in die Kerzenflammen fuhr. Es tat gut, zu lachen. Endlich löste sich die schreckliche Anspannung.

Leider nur ihre eigene. Als sie zwischen ihren Eltern hin und her blickte, entdeckte sie Verwirrung und ein bisschen Furcht. Nein, sie wollte noch nicht heiraten. Sie wollte lieber tausend andere Dinge tun. Am liebsten würde sie ausgehen, Menschen kennenlernen, mit ihnen feiern, tanzen und fröhlich sein. Vergessen, dass sie nicht dazugehörte. Dass sie mit dem, was sie tat und was die Eltern taten, unsichtbar blieb.

«Lili, Kindchen?», durchbrach der Vater ihre Gedanken. «Du siehst sehr blass aus. Es ist wohl besser, du gehst jetzt ins Bett.»

Lili nickte langsam. Sie konnte den Eltern ja ohnehin nicht sagen, was ihr durch den Kopf ging. Also antwortete sie einfach: «Ja.»